

Verlag Bibliothek der Provinz

Karin Ivancsics

DIE GASTGEBERIN

Roman

herausgegeben von Richard Pils

lektoriert von Barbara Fink

ISBN 978-3-99028-770-5

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-1010 Wien, Sonnenfelsgasse 7/26

www.bibliothekderprovinz.at

Cover: Macke August »Portrait mit Äpfeln«



Karin Ivancsics
DIE GASTGEBERIN

Roman

*Alles, woran man glaubt,
beginnt zu existieren.
Ilse Aichinger*

für Ursula

Alle meine lieben Verstorbenen ziehen, über kurz oder lang, bei mir ein.

Mein Kontingent ist erschöpft, könnte man sagen, und meine Kapazitäten sind ausgereizt, was unangemeldete Besucher freilich nicht abzuhalten vermag, im Gegenteil. Wenn ein neuer Todesfall hinzukommt, wenn ein mir bekannter und von mir geschätzter Zeitgenosse unser Erdendasein verlässt, um ins Jenseitige zu wechseln, treten gleichzeitig Scharen Vorausgegangener wie eine Horde Bedürftiger, Mitteilsamer und Bettler auf den Plan und klopfen an die Tür, rufen und machen sich in mir breit: ein Gezeter, ein Aufmarsch, ein Sing-sang, einer nach dem anderen schneit herein, drängt sich vor, stößt den Nächsten, manchmal recht rüde und rücksichtslos, beiseite. Ist ja gut, schön langsam, macht mal halblang ...

Dann schlafe ich schlecht und vor allem zu wenig. Meine Nächte verbringe ich meist in Gesellschaft im Wohnzimmer oder ich ziehe mich in das angrenzende Atelier, mein immerhin fünfzehn Quadratmeter großes Arbeitskabinett, zurück, um Farben abzumischen, wobei ich die Gespräche der Gäste im Nebenraum natürlich mitkriege und es mir freisteht, mich dazu zu äußern oder nicht.

Gestern, das heißt heute habe ich wieder so eine durchwachte Nacht hinter mich gebracht und es ist schon später Vormittag. Mit dem Einzug der Informations- und Kommunikationstechnologien in unsere Wohnräume hat aber jeglicher althergebrachte Arbeitsbegriff ohnehin seine Bedeutung verloren, Arbeitsbeginn und -ende gibt es nicht, die Grenzen zwischen sinnvollem, sprich ertragreichem Tun und scheinbarem Nichtstun verschwimmen, nicht nur für Künstler und

in deren Nähe (verschämt) angesiedeltes Teilzeitfacharbeiterpersonal mit verbrieftem Dunstkreiskennntnis-Diplom, also brotberufliches Volkshochschulinventar wie mich zum Beispiel.

Langsam taste ich mich in das Badezimmer vor.

Meine Augen schmerzen, als hätte ich die letzten Stunden durchgehend vor einem Bildschirm zugebracht, sie sind sicherlich gerötet, ich wage es nicht, in den Spiegel zu schauen. Ichbürste die Haare kopfüber, bemerke mit Unmut, dass sich einige weiße Exemplare in der porzellanenen Bucht der Waschmuschel finden und zusammenrotten, ich spüle sie mit einer unwirschen Geste weg, putze die Zähne, mit flackernden Lidern. Dann gehe ich in die Küche und stelle Kaffee auf, bis der fertig ist, ziehe ich mich um. Duschen werde ich später.

Was mein Schlafdefizit betrifft, habe ich Nachforschungen angestellt. Auf Dauer ist Schlafmangel nicht gut und wirkt sich schädlich auf den gesamten Organismus aus, das ist für jeden Laien einsichtig. Melatonin in Form von Tabletten kann helfen, die Experten streiten allerdings darüber, ob es den Körper tatsächlich weniger schädigt als herkömmliche chemische Schlaftabletten. In einer amerikanischen Studie, die mit blinden Heranwachsenden durchgeführt wurde, die unter starken Schlafrythmusstörungen litten, konnte festgestellt werden, dass diese Jugendlichen ein anormales Melatoninsekretionsmuster aufwiesen: Der Höhepunkt der Ausschüttung erfolgte nicht in der Nacht wie bei Sehenden, sondern während des Tages. Die inneren Uhren der Menschen, so das Ergebnis, sind also durch soziale Faktoren bedingt: Jeden Tag stellen sich diese Uhren in Übereinstimmung mit der Außenwelt neu ein.

Wien unter seiner daueremissionsbefeuernten Dunstglocke mitsamt seinen grau gefärbten Bewohnern bedeutet so gesehen eine eher schwierige Ausgangslage für Leute wie mich, mehr oder weniger verwurzelte sensible Pflänzchen in Großstadtkübeln, die sich aus dem letzten Fenster im letzten Stock beugend und um die Dachrinnen und Antennen herumwindend nach Sonne und Licht sehnen und die beides dringend brauchen, um existieren – und schlafen – zu können. Wenn man sich bereits am frühen Morgen künstliches Licht zu Gemüte führen würde, weil natürliches wenig bis gar nicht vorhanden ist, beispielsweise durch eine speziell dafür entwickelte Lampe, würden sich Schlafenszeit und Tiefstwert der Körpertemperatur nach vor verlegen, behauptet die Studie. Leider konnten mir bislang weder die Verabreichung hochkonzentrierter Melatonin-Tabletten noch eine ärztlich verordnete Therapielampe, die ich zwei Monate lang testen durfte und die mit ungefähr 2000 Lux leuchtet (ist mit einem Frühlingstag zu vergleichen, ein Sommertag bietet um die 8000), eine spürbare Linderung verschaffen. Gleich nach dem Aufwachen sollte ich mich in einem Meter Abstand für zwanzig, wenn möglich bis zu sechzig Minuten vor diese *Lichtdusche* setzen und den Vorgang mehrere Male über den Tag verteilt wiederholen. Ich zog es durch, zumindest anfangs, selbst wenn ich mir wie die größte Idiotin vorkam. Ich konnte nebenbei nämlich rein gar nichts tun und keinen klaren Gedanken fassen, weder lesen noch telefonieren noch zeichnen. Ich fühlte mich in dieses grelle, viel zu weiße Licht, das alle Schatten und Tiefen zu eliminieren und auszuradiieren schien, hineingeworfen, ausgestellt und ausgeliefert. Nervös suchte ich nach Kameras und Menschen, die nicht da waren und die mich dennoch anstarrten, das konnte ich

genau spüren, ich erstarrte unter ihren Blicken und wartete regungslos, bis die vorgegebene Zeit abgelaufen war. Dieses Licht strahlte keine Wärme aus, es roch nach nichts und ich hatte den Eindruck, dass es an meiner Haut abprallte. Ich wurde bloß noch unruhiger und beschloss, das nutzlose Klumpert, ziemlich groß und unhandlich dazu, noch vor Ablauf der Testphase zurückzubringen.

Der Kaffee ist brennend heiß, ich trinke ihn in vorsichtigen Schlucken, warte auf die belebende Wirkung. Kein Licht weit und breit, denke ich mir, während ich den Blick aus dem Küchenfenster in den Hof schweifen lasse, zumindest keines, das wert wäre, es in mich einfließen zu lassen, außer den winzigen Spritzern Sonnen gelb, die verkrustet an den Härchen meiner Unterarme kleben.

Es läutet an der Tür.

Zweimal kurz, dreimal lang: ein Code, den ich nur wenigen Eingeweihten anvertraut habe. Es ist also weder einer meiner nächtlichen Besucher, die sich in der Zwischenzeit in andere Sphären verzogen haben (das bedeutet nicht, dass sie abwesend sind), noch das unverkennbare weibliche Duett der *Wachtturm*-Brigade, die ich in monatlichen Abständen – sie kommen jedoch immer an einem anderen Wochentag – bereits ab dem ersten Stock bis herauf hecheln höre. Die beiden unterhalten sich wispernd wie Schlangen, machen in jedem Zwischenstock eine kleine Erholungspause, um zunächst zögerlich, dann fest entschlossen und durch ihre säuselnden und glucksenden Zwiegespräche gestärkt, in ihren schwarzen Pumps und zart gemusterten Kitteln weiterzutrippeln – ich bin davon überzeugt, dass sie hautfarbene Perlonylonstrumpfhosen mit Zwickel tragen,

durch die vereinzelt Beinhaarspitzen hervorstechen –, bis sie schließlich bei mir oben im Dachgeschoß angelangt sind, um mir die Botschaft des Mannes, der die Welt veränderte, nahebringen zu können. Aber da bin ich schneller: Rückzug ins Atelierkammerl und tot stellen, zwei, drei Zigaretten rauchen, eventuell vorsichtig und leise ein paar Pinsel auswaschen, die Zeitungen, die am Boden als Schutz herumliegen und die nicht mehr aktuell sind, lesen oder Fotos, die ich für Collagen verwenden könnte, mit den Fingernägeln heraustrennen ... bis es die beiden Damen vor meiner Wohnung nicht mehr aushalten und unverrichteter Dinge von dannen ziehen. Manchmal schieben sie mir ein Briefchen oder ein Heft durch den Türspalt.

Nein, die beiden sind es heute nicht, es ist meine Nachbarin aus dem vierten Stock, mit einer leeren Tasse in der Hand. Marie braucht Puderzucker, weil sie für ihren Sohn, der demnächst aus der Schule kommt, und ihren Mann Kaiserschmarren zubereiten möchte.

Ich hole eine angebrochene Packung Zucker aus der Küche, sage ihr, dass sie alles aufbrauchen könne, es sei sowieso nicht mehr viel drinnen.

Soll ich dir eine kleine Portion bringen?

Ich winke ab. Nein, danke.

Als ich die Tür hinter ihr schließe, bemerke ich, dass mir der Kaffee nicht gut tut, er verursacht Herzrasen und macht mich nervös. Ich kippe den Rest in den Ausguss, stelle Wasser für Tee auf, keinen schwarzen oder grünen, nein, etwas Gelbes oder Rotes: Kamille oder Hibiskus, zur Beruhigung.

Langsam wird mir das alles zu viel, ich muss mich um zu vieles kümmern, das mich eigentlich nichts angeht und das zudem keine vorzeigbaren, unseren Werten

entsprechenden Früchte trägt. Unter anderem bin ich ständig mit den Reklamationen meiner Nachtschattengewächse beschäftigt, die mir momentan wieder ins Bewusstsein träufeln. Sehr oft und selbstredend immer rückwirkend, dreht es sich um ihre verpatzten letzten Ruhestätten. Ihre Vorstellungen gehen mit der gängigen Ausstattung unserer Holzarggesellschaft nicht konform und sie sind à la longue höchst unzufrieden. Auch hier gilt und hätte es gegolten, die Auswahl vorher festzulegen: Spanplatten, Eiche natur, Fichte, Kirsche, Mahagoni, Tropenhölzer; Futteral: Baumwoll-Leinen-Leichtentuch, Seide, Brokat. Auf dass sich die richtigen, standesgemäßen Würmer einfinden und durchfressen mögen! Grabbeigaben: Rosenkranz, ein schönes Kleid für die Dame, eine *Rolex*-Uhr für den Herrn, damit er die Zeit der Wiederauferstehung nicht verschlafen möge, die passende Musikbegleitung auf dem Weg und Ähnliches mehr. Diejenigen, die verbrannt werden und ihre Asche unterm Lindenbaum oder ins Meer gestreut haben wollten, sind erbost, wenn ihre körperlichen Hüllen dann doch in der Familiengruft versenkt wurden. Zu einem der schrecklichsten Fauxpas zählt, obwohl ein Klischee, neben oder auf der Schwiegermutter platziert zu werden – alles schon vorgekommen, ich übertreibe nicht, gebe rein Berichte wieder.

Aber das sind Kinkerlitzchen. Das kann ich deren Verwandten nicht ankreiden, das hätten sie, die Abgängigen, selbst mit klaren Anweisungen im Testament oder in Gesprächen festlegen müssen. Dass die Kinder und Kindeskinde ihre eigene Auffassung vom letzten Geleit durchziehen – und das häufig im Schockzustand –, darf man ihnen nicht übel nehmen. Von den Erbschaftsstreitigkeiten möchte ich an dieser Stelle gar

nicht reden, ganze Familien brechen deswegen auseinander, ehemals als unzertrennlich geltende Geschwisterpaare wünschen sich gegenseitig den Tod an den Hals ..., oh ja, die Gier & der Neid, nirgendwo sonst treten sie dermaßen geballt und geeint auf und zeigen so jämmerlich ihr entlarvendes Gesicht wie bei Nachlasseröffnungen. Wie bereits erwähnt: vorher abklären und den letzten Willen inklusive Umverteilung von Besitzrechten und finanzieller Ausschüttungen notariell beglaubigen lassen, so lange man bei Verstand ist, sonst schnappt sich der böse, hinterhältige Cousin zweiten Grades oder die im Schnellverfahren geheilichte ausländische Pflegerin Haus & Hof & Sparbücher und die eigenen Kinder gehen leer aus! Ich jedenfalls kann mir bloß das Gejammer anhören und nichts mehr daran ändern. (Sie müssen denken, die tickt nicht richtig – wahrscheinlich haben Sie recht.)

Mein Tee ist violett-rot geraten und duftet wunderbar. Eine herrliche Farbe, die Hibiskusblätter von sich geben, man kann damit auch Kleidungsstücke färben. Wichtig ist es, die ganzen Blätter zu verwenden, egal um welchen Tee es sich handelt. Teebeutel, selbst die von renommierten Marken, sind Abfall, Resteverwertung, die sich aus Staub zusammensetzt.

Ich laufe im Kreis, weiß nicht, wohin mit mir, und mache es mir schließlich in dem smaragdgrünen Polstersessel bequem, den ich am Flohmarkt erstanden habe, dem Lieblingsmöbel meiner zwei Jüngsten, Elsa und Felix, die sich oft – scherzend – um diese Sitzgelegenheit streiten: Der eine setzt sich auf die andere drauf, drängt sie oder ihn weg, stülpt ihm oder ihr ein Kissen über den Kopf oder über die Nase, es geht manchmal sehr ausgelassen zu. Dazu muss ich erklären,

wer die beiden sind. Eventuell verstehen Sie mich dann besser.

Eingeläutet wird die Parade bei mir zu Hause nämlich meist von den Jungen. Sie haben weniger Hemmungen, kennen keine Schwellenangst, und sie sind merkwürdigerweise diejenigen, die sich am wenigsten beklagen, obwohl gerade sie Grund hätten, als jene, die das Spiel ja nicht einmal richtig beginnen durften. Sie haben – mit wenigen Ausnahmen – fast immer gute Laune.

In der Jugend stirbt es sich leichter, hat einmal Felix (etwas altklug für meine Begriffe) behauptet, der ähnlich wie Elsa für uns alle zu früh, das heißt bereits in der Pubertät, aus der Gemeinschaft der Lebenden gerissen wurde.

Elsa ist in ihrem fünfzehnten Lebensjahr an Leukämie gestorben.

An ihr Begräbnis erinnere ich mich gut. So viele Trauergäste waren gekommen, junge und alte querbeet, gleich mehrere Schulklassen und fast die gesamte Lehrerschaft waren angereist – nie zuvor hatte ich ein derartiges Getümmel auf dem Friedhof erlebt. Die Blumenkränze leuchteten in den herrlichsten Farben (es war August), der Kinderchor piepste zögerlich wie eine Bande verwirrter Singvögel, die den Anlass nicht verstanden, zu dem sie geladen waren, die Blasmusikkapelle dröhnte.

Innsgeheim nahm ich Maß, als ich Elsas Sarg betrachtete, und verglich ihn mit denen der Großeltern väterlicherseits und diverser Großonkel und -tanten. Die

waren durchwegs alt und *groß* gewesen und mir dennoch klein und verschrumpelt vorgekommen in ihren engen Liegestätten.

Meinen ersten Toten, den Michl-Opa, hatte ich im Alter von sechs Jahren durch das Gucklochfenster im Sarg anschauen dürfen – ich bestand darauf, war neugierig, hatte keinerlei Vorstellung, was mich erwartete; da ich zu klein war, musste man mich hochheben. Er sah aus wie eine geschnitzte Marionette, das Gesicht kantig und spitz, eine ruhende Puppe mit geschlossenen Augen in einer Schachtel, aufbewahrt für die nächste Vorstellung, bei der seine unsichtbaren Fäden – von wem? – wieder in die Hand genommen und bewegt werden würden. Sein Anblick war schauerlich und faszinierend zugleich. Er war mir nie besonders sympathisch gewesen, muss ich gestehen, weil er mich ständig mit meinen Cousins und Cousinen verwechselte, er merkte sich nicht meinen Namen, an einem Tag war ich ein Mädchen, am nächsten ein Bub; und er stank grässlich aus dem Mund, nach Schnaps und Tabak. Er hatte meine Oma, also die Mutter meines Vaters, sieben Mal geschwängert und mit der Erziehung und dem Haushalt, wie's damals üblich war, alleine gelassen, während er nach der Arbeit zum Kartenspielen ins Wirtshaus ging. Dennoch überlebte sie ihn – wenn auch nur um fünf Jahre. Während der Beerdigungszeremonie stieg trotz lauthalsem und schrillum Weibergeschluchze das vage Gefühl in mir auf, dass ein Teil der Familie froh war, ihn los zu sein.

Das Begräbnis meiner Freundin Elsa hingegen gestaltete sich wahrhaft herzerreißend, mit einer Feierlichkeit, wie ich sie bis dahin, ein solches Ereignis betreffend, nicht gekannt hatte.

Die Wochenenden gehörten im Normalfall nicht zu unseren gemeinsamen Tagen, sie waren exklusiv für Elsas Familie reserviert. An den Sonn- und Feiertagen besuchten entweder sie, also ihre Familie, die Verwandten oder diese kamen aus verschiedenen Himmelsrichtungen angereist. Dann standen bereits in aller *Herrgottsfrüh* zwei bis drei Autos vor Elsas Elternhaus, parkten wie dicke Maikäfer oder überdimensionale rot, gelb oder blau lackierte Küchenschaben rings um die Einfahrt, teils im abschüssigen Graben, knapp am eingesäumten Rasen, und reckten ihre polierten Hintern empor, bis sie am Abend, ordentlich eingestaubt vom lieben langen Tag, wieder abzichten.

An diesem Samstagnachmittag reihten sich die Autos hintereinander die schmale Kirchengasse hinauf und der Friedhofsmauer entlang, sie brüteten in der großen Hitze vor sich hin, es brodelte und kochte unter den Kühlerhauben; der intensive Gestank nach Benzin und Öl nahm einem beinahe den Atem.

Den Anblick von Elsas Mama habe ich genau im Gedächtnis: Sie war schön, schön wie eine Pietà in ihrem schwarzen, einfach geschnittenen Kleid – bis dahin hatte ich sie vor allem in schmutzigen Kitteln und Gummistiefeln zwischen den Ställen auf dem Bauernhof oder in bunten Kleiderschürzen und Hausschlapfen in der Küche herumwuseln gesehen. Sie trug kein Kopftuch, keinen Hut oder Schleier, um sich und ihren Schmerz zu verbergen, sie präsentierte ihr Antlitz offen – dennoch schien sie unantastbar und strahlend wie die Mariamuttergottes auf den gerahmten Ölbildern im Seitenflügel der Kirche. Ihr Blick war die ganze Zeit über auf den Sarg ihrer Tochter gerichtet, selbst als dieser bereits in der Tiefe angelangt und hart am Boden abgesetzt worden war und die Seilenden plötzlich munter, und sehr kurz

nur, durch die Luft klackerten und die Kurbeln zurückgestellt wurden. Dem Mann, der neben dem offenen Grab stand und der uns einen Kübel mit Erde und eine Schaufel entgegenhielt, rann der Schweiß in den Hemdkragen hinein – er hatte sein Sakko ausgezogen und es einem Ministranten zum Halten gegeben –, feine Rinnale bahnten sich den Weg aus den kurzen Ärmeln heraus über seine muskulösen, gebräunten Arme und den rauen Handrücken bis an die gelben Fingerspitzen, ich meinte, es tropfen zu sehen. Elsas Schwestern hielten einander an den Händen, ihre Augen waren rot und geschwollen, der Bruder stützte die Mutter. Der Vater wirkte wie erstarrt, nicht nur im Gesicht, er erinnerte mich als Ganzes, samt seinem schwarzen Anzug, weißen Hemd und der schmalen Krawatte, die viel zu fest gebunden war und ihm den Hals abschnürte, an eine Auslagenpuppe, die man von hier nach dort schob.

Ich beobachtete die anderen und tat, was alle taten, wie in Trance. Anschließend gab es Leichenschmaus im örtlichen Wirtshaus, mit Frankfurter Würstel für uns Kinder und Gulasch für die Erwachsenen.

Elsa war groß gewachsen, sie wirkte bereits in jungen Jahren wesentlich älter, als sie tatsächlich war, was uns zu manch Zu- und Übertritt offiziell verschlossener Türen und Barrieren verhalf. Sie war schon damals eine Zaunreiterin.

Sie war nicht das Mädchen, nach dem sich alle sofort umdrehten, weil es so hübsch und adrett aussah, nein, ihre Anziehung war eine andere. Ihre makellose Haut überzog ein Olivton und unter den dichten Brauen

funkelten geheimnisvoll anmutende, überraschend helle, bernsteinfarbene Augen, umrahmt von einem dunkel schimmernden Wimpernkranz. Diese Augen zogen nicht nur mich an, viele wollten Elsa nahe sein. Ich habe oft nach einer ähnlichen Farbe in den Blicken fremder Menschen gesucht, bei Katzen habe ich sie manchmal entdeckt, sie entsprachen ihr am ehesten, kamen ihr zumindest nahe. Nach Elsas Tod habe ich angefangen, mich für Edelsteine, deren Vorkommen und Bedeutung zu interessieren und sie zu sammeln. Ich habe zwei randvolle Schatullen mit *Tigeraugen* unterschiedlicher Größen, Formen und Farben bei mir im Atelier stehen, Elsa beachtet sie seltsamerweise nur wenig.

Sie stürzt sich jedoch nach wie vor gerne auf die Schale mit den eingewickelten Bonbons, stopft mir gelegentlich den Inhalt eines der von ihr begehrten Objekte in den Mund – ihr selber schmeckt's nicht mehr – und bittet mich anschließend inständig, die bunte Hülle für sie aufzubewahren. Reminiszenz an die Schulzeit: Unsere Taschen verfügten über einen geheimen Boden, den wir mit einem zurechtgeschnittenen Schuhschachteldeckel oder Bonbonnierekarton abgedeckt hatten, ein Reservoir für Spickzettel, Liebespost, Bazookaschleifen mit den Mini-Comicabenteuern des wilden, einäugigen Joe, für Süßigkeiten unterschiedlichster Art und deren funkelnde Ummantelungen. Unter anderem heiß begehrt: das Glitzerpapier des *Eiskonfekts* in grellem Grün, Gelb oder Orange, Türkisblau und Magenta – genau dem Magenta, mit dem wir später unsere Haare färben würden –, das wir damals fein säuberlich ableckten, mit den Fingernägeln glätteten und in eigens dafür vorgesehenen Kuverts sammelten, so wie die Weihnachtslikörfläschchen- und andere Christbaumbehangfolien.

Damals war uns jede Jahreszeit recht, wir konnten mit jeder Witterung etwas anfangen, wie alle Kinder fieberten wir vor allem den langen Sommerferien entgegen. Sobald es in der Schule strenger herzugehen begann, weil die Zeugnisse bevorstanden – Elsa war nicht gut in den Hauptfächern, die Lehrer sagten, sie sei nicht dumm, sondern bloß faul –, wussten wir, dass es nicht mehr lange dauerte, bis wir frei sein würden.

Wir trieben uns von früh bis spät im Freien herum, wobei wir an unterschiedlichen Orten unsere zwischenzeitlichen Unterschlupfe und Bleiben eingerichtet hatten, im Wald eine verwaiste Jagdhütte, auf den Feldern ein Hochsitz nahe dem Bach. Als Freundin einer Bauerntochter hatte ich Zugang zu Schweine- und Hühnerställen sowie Scheunen unterschiedlichster Zweckdienlichkeiten, zu Hallen und Garagen voll mit technischen Geräten und landwirtschaftlichen Fahrzeugen – diese für mich überaus bereichernde Tatsache wurde von meinen Eltern leider wenig goutiert. Ich dachte mir, dass sie sich deshalb wohl unnötige Sorgen machten und hörte auf, ihnen allzu viel über unsere Abenteuer zu erzählen. Vor allem zerschundene Knie machten meine Mama nervös, da entfuhr ihr nicht selten ein heller Aufschrei, detto zerstoichene Waden, die holten wir uns unter anderem beim Hinunterhüpfen vom Scheunenvorsprung in das tief gelegene Heumeer, in dem oft recht spitze Nadeln versteckt waren. Elsas Bruder borgte mir, nachdem ich ihm von Mamas Besorgnis und ihren Schimpftiraden erzählt hatte, für weitere waghalsige Unternehmungen ein Paar seiner langen Kniestrümpfe, die wir mit einem Gummiband an meinen Oberschenkeln befestigten, meine Beine sahen hinterher stets „tadellos, wie neu“ aus, wie Elsa witzelte, zumindest blieben sie herzeigbar und Mama schöpfte keinen Verdacht.

Elsas Zuhause, das Terrain, das ihre Familie für sich abgesteckt hatte, war riesig und voller Farben und Gerüche. Wie ein eigener kleiner Staat. Von der Fassade her fügte sich das Haus in die Reihe der anderen, ohne hervorstechen. Das massive gelb-blau gestrichene Eingangstor, das sich schwer öffnen ließ – man musste dabei die Schulter zur Hilfe nehmen, sich fest dagegenstemmen oder mit Schwung von der Hüfte aus dagegendrücken –, führte in einen langen Gang, der nach Kalk roch und nach ein paar Metern links zu den Zimmern abbog. Es war ein breiter Gang mit hohen Fenstern zum Garten hinaus, in dem allerlei Hausrat, Spielzeug und Werkzeug lagerte. Je nach Jahreszeit fand man die Wand entlang mehrere Paar nasser, kotiger Stiefel oder tropfende Wasserpistolen, bunt aneinandergereiht auf ausgebreitetem Zeitungspapier, orangefarbene Säcke mit Kartoffeln und Zwiebeln, die uns bis zur Brust reichten, geflochtene Weidenkörbe mit glänzenden Erdbeeren oder Kirschen, Marillen oder Zwetschken, die die Eltern zum Weitergeben an Verwandte und Nachbarn abgestellt hatten oder die von selbigen als Gegengabe zurückgekommen waren. Dahinter begann der große Garten, von dem man weiter zu den Innenhöfen und Stallungen gelangte. In meinen Träumen gehe ich oft diesen Gang entlang.

Und egal zu welcher Tageszeit ich mich bei Elsa aufhielt, von früh bis spät war etwas am Küchenherd am Köcheln und eine Schüssel mit frisch gebackenen Krapfen oder Salzstangen prangte in der Mitte des mächtigen Eichentisches. Diesen Tisch habe ich kein einziges Mal leer und ungedeckt – im Sinne von nichts zum Essen darauf – gesehen; bei uns zu Hause wurden sämtliche Schüsseln, Teller und Gläser nach Beendigung einer Mahlzeit abgeräumt und durch eine Zierdecke mit dazupassender Blumen vase ersetzt.

Ich blieb oft bei Elsa zum Abendessen. Erstaunlicherweise bezogen sich die wenigen Augenblicke, in denen ich mich manchmal fremd und nicht richtig dazugehörig fühlte, auf ebendiese äußerst familiäre Situation, und zwar genau genommen auf die paar Minuten, die das Tischgebet dauerte. Meine Beklemmung rührte nicht daher, dass meine Familie weniger gläubig – sonntägliche Kirchgänge standen auch bei uns auf dem Programm, aber wenn wir einmal eine Messe ausließen, gab es deswegen noch kein Drama – oder weil es bei uns zu Hause nicht üblich gewesen wäre, vor dem Essen zu beten. Nein, während Elsas Vater oder ihr Bruder das Gebet sprach – die Mutter oder eine ältere Schwester übernahm nur, wenn die Männer ausnahmsweise länger bei der Arbeit hängen geblieben waren –, spürte ich, dass sich etwas immens Starkes und Verbindendes zwischen den Familienmitgliedern aufzubauen und zu verstärken begann. Ein unsichtbarer Ring legte sich um die Rücken der am Tisch Sitzenden, ungefähr auf der Höhe zwischen Tischkante und den darunter abgewinkelten Beinen, und zog sie zusammen, was bei der einen oder beim anderen dazu führte, die Schultern etwas zu heben oder den Kopf ein wenig zu senken, zurechtzurücken. Ich beobachtete sie genau, hob zwischendurch mein Kinn und registrierte die Bewegungen durch den schmalen Spalt meiner flatternden Lider. Wenn wir uns nach dem Amen reihum die Hände reichten, hatte ich manchmal Angst, diese Kette würde an mir reißen, oder der durchfließende Strom, das Besondere, das ich nicht zu benennen vermochte, würde bei mir gestoppt werden.

KARIN IVANCSICS

Geboren 1962 in St. Michael, lebt in Wien und im Burgenland. Sie schreibt Lyrik, Erzählungen, Romane, Theaterstücke und Essays und erhielt dafür mehrere Auszeichnungen und Stipendien, u. a. Hertha Kräftner-Preis (gemeinsam mit Andreas Okopenko 1993), 2017/18 Stipendium aus dem Jubiläumsfonds der Literar Mechana. 2013–2015 Künstlerische Leitung der Sommerakademie Schloss Kittsee, ab 2018 Leitung der Literaturtage im Weinwerk Neusiedl/See. Buchveröffentlichung zuletzt: „Aus einem Strich die Landschaft“, Essays, edition lex liszt 12, 2015. Mitglied des Literaturkreises *Podium*, Regionaldelegierte der *Grazer Autorinnen Autorenversammlung Burgenland*, Präsidiumsmitglied der *Erich Fried-Gesellschaft*. www.karinivancsics.at

Bisher im Verlag Bibliothek der Provinz erschienen:

Süß oder scharf. Ein Tag im Leben einer Taugenichtsin. *Novelle*

Restplatzbörse. *Roman*

Anna hat zwei Tage. Vom Mutterglück und anderen Umständen. *Erzählungen*

Muss das schön sein, im Toten Meer toter Mann zu spielen. *Prosa*

Die Autorin dankt der Literar Mechana sowie dem Kulturamt der Stadt Wien für die finanzielle Unterstützung während der Ausarbeitung des Romans.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien